**Zeitschrift:** Zürcher Taschenbuch

**Herausgeber:** Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde

**Band:** 39 (1918)

**Artikel:** Die Dienstags-Companie, eine unbekannte literarische Gesellschaft aus Bodmers Kreis

**Autor:** Faesi, Robert

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-985703

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 13.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Die Dienstags-Companie, eine unbekannte literarische Gesellschaft aus Bodmers Kreis.

Von Dr. Robert Faesi.

---

Die Literatur ist die gesellschaftlichste der Künste; sie vermag aus der Geselligkeit jeder Art stärkere Kräfte zu ziehen als ihre Schwestern, sie vermag auf das gesellschaftliche Leben am stärksten zurückzuwirken. Ist doch ihr Ausdrucksmittel: die Sprache, dasjenige aller menschlichen Geselligkeit.

Freilich, die heutigen Zustände zeugen höchstens gegen jene Zusammengehörigkeit. Zwar fehlt eine reiche Literatur von ansehnlichem Niveau ebensowenig wie ein reger und vielseitiger Drang nach Geselligkeit, aber zwischen den beiden Reichen scheinen die diplomatischen Beziehungen abgebrochen zu sein. Dafür hat sich die Gesellschaft mit einer andern Kunst aufs engste eingelassen: mit der Musik. Aus Verlegenheit freilich, und beiderseits ohne Förderung. Die Musik gewinnt zwar quantitativ, verliert aber qualitativ durch die Unzahl der Unberufenen, die sich durch ein bißchen Fingerfertigkeit auf dem Klavier die Türen zu gesellschaftlichen Vergnügen öffnen wollen, und sie verliert an Würde, wenn sie bei einer Stockung der Konversation als Lückenbüßer einspringen, oder nach Wein, Kaffee und Nikotin als viertes Narkotikon die müden Nerven streicheln und kitzeln muß. Aber sie rächt sich für solchen Mißbrauch an der Gesellschaft. Mag sie den Schwesterkünsten in andern Punkten überlegen sein: von allen bezieht sie sich doch am wenigsten auf den Geist und so wirkt sie gesellschaftlich nicht bereichernd und befruchtend, sondern eher verarmend, eine Folge, die am Stand des heutigen Konversationsniveaus schon abzulesen ist. Die gesellschaftliche Bevorzu-

gung der Musik vor der Literatur hat übrigens gerade in dieser negativen Wirkung ihre Ursache. Die Mehrzahl unserer Zeitgenossen geht abends abgearbeitet und ausgewunden von ihrer Tagesfrohn in Gesellschaft, der neuen Anstrengung geistig zu nehmen oder zu geben, abgeneigt, vielmehr mit dem Wunsch auszuspannen oder sich passiv stimulieren zu lassen. So gut wie das Variété, der Schwank, die Operette, der Sensationsroman kommt die Musik diesen begreiflichen Bedürfnissen entgegen. Für die Abnahme geistiger und literarisch orientierter Geselligkeit ist also die berufliche Inanspruchnahme, die fachmännische Spezialisierung unserer Generationen verantwortlich, und im weitern wieder deren Ursache: die wirtschaftlich-technisch-materialistische Richtung der Neuzeit.

Wie anders noch, wie anders vor allem im 18. Jahrhundert! Der Beruf nahm noch nicht die gesamten Kräfte gefangen, dem abhetzenden Geschäftsleben war die Muße noch nicht gewichen; Muße, das heißt nicht Müßiggang, sondern die Möglichkeit, seine ganze Person auszubauen, eine Mehrzahl von Talenten zu betätigen, seine Liebhabereien zu pflegen, seine Interessen in die Runde schweifen zu lassen. Kein Zufall, daß damals, namentlich in Frankreich, eine persönliche und geistige Kultur gedieh, die sich an der Literatur emporrankte und in Voltaire ihre Vollendung fand. Eine Literarisierung der Gesellschaft und eine Vergesellschaftlichung der Literatur.

Und ähnlich hatten sich in ganz Mitteleuropa schon um 1200 die reichlich vorhandenen freien Kräfte um die Dichtung gesammelt und die literarische und menschliche Kultur des höfischen Rittertums geschaffen. Wie es heute zum guten Ton gehört ein wenig zu musizieren, so damals (und in Japan noch gegenwärtig) ein geschmackvolles Gedicht fertig zu bringen.

Wenn eine Kunst dermaßen einen ganzen Stand saturiert, und zum Sammelpunkt der Geistigkeit einer Epoche wird, so läßt sich selbstverständlich mancher zu Kunstgenuß und Kunstausübung ohne innere Befähigung und Prädestination hinreißen, dem es

in einem andern örtlichen und zeitlichen Milieu nicht einfallen würde, sich mit schönen Künsten zu befassen. Aber so nur entsteht, was wir an vergangenen Epochen neidisch bewundern: ein Milieu, eine Einheitlichkeit, eine Reife, kurz eine Kultur, die wiederum der gedeihlichste Boden für große Schöpfer und Werke ist, ja ohne die gewisse Künste, vor allem das Theater, nie eine große Blüte erreichen können. Shakespeare, Calderon, Racine waren nur möglich unter der Voraussetzung einer solchen allgemeinen theatralischen Kultur ihrer Nationen.

Eine solche war auch der deutschen Schweiz und Zürich im besondern einmal beschieden, im ausgehenden Mittelalter und der Reformation, und zwar mit echt volkstümlich demokratischem und zugleich echt schweizerischem Gepräge. Die ganze Bevölkerung nahm als Zuschauer oder Mitspieler Anteil an jener wuchtigen Bühnenkunst, welche die brennendsten Fragen des diesseitigen und jenseitigen Heils, des Einzelnen wie der Öffentlichkeit in ihren Bannkreis zog.

Das hatte mehr zu bedeuten als die Teilnahme an jener aristokratisch internationalen lyrischen Kultur der Ritterzeit, von der G. Kellers Hadlaub erzählt, wie anmutig sie auch auf unserm Boden Blüten trieb.

Aristokratischen Ursprungs aber demokratischer Richtung, international und helvetisch zugleich, weniger kunstvoll aber folgenschwerer als die höfische Dichtung, weniger ursprünglich, aber vielseitiger als das Reformationsdrama war unsere dritte literarische Kultur, die des 18. Jahrhunderts. An Dichtigkeit und Intensität — und das sind ja Wesenszüge der Kultur — übertraf sie beide.

Was für die deutsche Schweiz gilt, gilt in noch höherem Grad für Zürich. Die Stadt hat später größere Talente emporgetrieben, aber Keller und Meyer ragen „in splendid isolation" als einzige Hochgipfel aus einem Hügelgelände. Unser 18. Jahrhundert gleicht vielmehr einer fortlaufenden Bergkette, die nie in die oberste Sphäre hineinragt, aber ununterbrochen sich auf einer

erstaunlichen Höhe hält. Das Niveau ist hier das Charakteristische, und bis zu Weimar hatte keine andere Stadt deutschen Sprachgebietes sich einer solchen Fülle von Talenten zu rühmen. Bekannt ist dafür das Zeugnis von Ewald von Kleist: „Statt daß man in dem großen Berlin kaum drey bis vier Leute von Genie und Geschmack antrifft, findet man in dem kleinen Zürich mehr als zwanzig bis dreißig derselben. Es sind zwar nicht lauter Ramler; allein sie denken und fühlen doch alle, haben Genie und sind dabei lustige und witzige Schelme.“ Gewiß, sie sind nicht alle schöpferisch und ohne Bodmers Anfeuerung, ohne die anregende Nähe und das Vorbild von Kleist, Klopstock, Wieland hätten nicht alle zur Feder gegriffen. Mag das Werk des einzelnen an sich wenig bedeuten, so häufen sich doch ihre kleinen Verdienste zu einer Summe.

Vollends verringert es ihr Verdienst nicht, daß fast keiner aus ihnen Berufsschriftsteller und Fachliterat gewesen ist, ja daß ihre literarische Tätigkeit beinahe ohne Ausnahme von gemeinnützigen, wissenschaftlichen, politischen Bestrebungen durchsetzt oder überwuchert war. Zum Begriff der Kultur gehört ja gerade, daß die Literatur nicht eine Berufsangelegenheit von Spezialisten bleibt, sondern daß der Geist in Tatsachen umgesetzt wird, Leben gewinnt, sich verästelt und ausbreitet, daß die Ideen zur Herrschaft über die Wirklichkeit gelangen. Wenn auch die Hauptaufgabe scheiterte: die alte Eidgenossenschaft durch Verjüngung vom politischen Untergang zu retten, so durchdrang und verwandelte die literarische Kultur doch das ganze Leben des 18. Jahrhunderts auf allen andern Gebieten und bereitete das 19. vor. Weniger Schöpfer als Vermittler und Verwirklicher in diesem Sinne waren jene zwanzig bis dreißig Aufgeweckten und vollends die 800 aus den kaum mehr als 10000 Bewohnern der Stadt, die „etwas hatten drucken lassen“.

Die Literatur war nicht Lebensinhalt, Ziel und Ehrgeiz der Einzelnen, aber der Sammelpunkt der geistigen Elite und der freien Kräfte, das zusammenfassende Band, der Ruhmestitel der Stadt.

Fast so wichtig wie das gedruckte war das gesprochene Wort, und mancher gehört zur Literaturgeschichte weniger durch seine Feder als durch seine persönliche Rolle, seine Freundschaften, Verbindungen, mündlichen Anregungen und Einwirkungen. Wir sind leicht zu der Täuschung geneigt, das Buch mit der Literatur zu identifizieren, während es ja nur der feste und bleibende Niederschlag einer ganzen literarischen Atmosphäre und Sphäre ist. Und was uns heute an jener Epoche zürcherischen Geisteslebens anzieht, das sind viel weniger die Werke — deren fast keines eine auch nur bescheidene „Unsterblichkeit" von hundert Jahren erreicht hat — als das reizvolle Bild des gesamten literarischen Lebens.

Jede literarische Kultur setzt eine einheitliche Gesellschaft als Nährboden voraus. Diesen bildeten in jener aristokratischen Zeit naturgemäß die obern Stände, in dem führenden Frankreich die Gesellschaft, die sich im Salon zusammenfand. Der Salon war das literarische Forum, wie es in andern Kulturen das Kloster, die Kirche, die Ritterburg, der Hof, das Theater, der Marktplatz, das Zunfthaus gewesen war.

So sehr Zürich damals gleich dem übrigen Europa nachahmend unter dem Einfluß Frankreichs stand, so waren zu Beginn des 18. Jahrhunderts die geselligen Formen unentwickelt und roh geblieben und die Geistigkeit im persönlichen Verkehr stand auf einer tiefen Stufe. Davon zeugen die amüsanten Sarkasmen Bodmers und seiner Altersgenossen in den „Diskursen der Mahlern" (1721—23). In dieser ersten wichtigen Kulturzeitschrift der Schweiz wird denn auch ganz folgerichtig der Versuch gemacht, die Frauenzimmer literarisch zu interessieren und heranzuziehen, damit das Frauen-zimmer: der Salon zum Schauplatz des aufkeimenden geistigen Lebens werden könne. Der Versuch mißlang gründlich, vermutlich weil die Deutschschweizerinnen ihrem Charakter nach zu dieser Aufgabe nicht geschaffen sind. Kaum eine von ihnen hat gesellschaftlich eine literarische Rolle gespielt. Und es ist bezeichnend, daß die einzige Zürcherin, die sich dessen rühmen durfte, Bäbe Schultheß, nicht durch Charme, Schönheit,

Leichtigkeit, erotische Reize oder gesellige Talente, nicht durch weibliche, sondern durch typisch männliche Eigenschaften anzog: durch ihre charaktervolle Tüchtigkeit, ihre Geistesschärfe, ihre Klugheit und Kraft. Sie war eine „Männin" in einer Literatur von Männern. Die Gattinnen der Schriftsteller traten ganz zurück, von erotischen Beziehungen oder Leidenschaften ist, abgesehen von ein paar harmlosen Episoden, die zudem von den Nichtschweizern Klopstock und Wieland bestritten wurden, kaum die Rede. Mit der zunehmenden Verfeinerung der Kultur traten dann freilich auch weibliche Züge auf: von Geßners schwärmerischer Kunst sich verstärkend bis zu Lavaters femininer Gestalt. Aber von Haus aus war und im Kern blieb jene literarische Epoche ausgesprochen männlich, in ihrem Ideal: einer fast spartanisch gefärbten, strengen und schlichten Bürgertugend, wie in der Richtung ihrer Interessen, die sich auf Fragen der Öffentlichkeit, auf Politik, Kirche, Volkswirtschaft und Wissenschaft erstreckten.

So war das literarische Leben auf die Männerwelt beschränkt, und eher noch als zum Salon gehörte es in die Nachbarschaft der höhern Schulen, der Kirche und des Ratshauses. Es suchte seinen eigenen Boden und fand ihn in der Männergesellschaft, die freilich verschiedene Form annehmen und sich in verschiedenem Rahmen abspielen konnte.

Bodmers Wohnhaus war ein natürlicher Mittelpunkt zur Versammlung seiner Jünger, und in der schönen Jahreszeit lustwandelte die Literaten- und Philosophenschule unter freiem Himmel im Platzspitz — man erinnere sich an die Zürcher Novellen — oder im Sihlhölzli. Später waren es Geßners und Lavaters Häuser, die ihre Türen einheimischen und fremden Gästen offen hielten.

Neben den zwanglosen Zusammenkünften hatten sich von früh an eigentliche Vereine oder geschlossene Gesellschaften organisiert, fast alle unter Bodmers Anregung und Patronat, von dem erwähnten Kränzchen der Maler, d. h. der Sittenmaler bis zur helvetischen Gesellschaft, in der alle die vielfachen von der

Literatur ausgehenden Bestrebungen zusammenflossen. Die Organisation mochte bald loser, bald straffer, der Ton mehr auf geselliges Vergnügen oder auf ernste Tätigkeit abgestimmt sein.

Die historisch-politische Gesellschaft z. B., eine Gründung Bodmers von 1762, bestand, studentisch zu sprechen, nur aus dem „ersten Akt". Man vereinigte sich jeden Mittwoch von fünf bis sechs in einem Zunfthaus zur Anhörung und Kritik von seriösen Vorträgen und befliß sich, wie man heute sagen würde, einer historisch fundierten staatsbürgerlichen Erziehung. Dabei war nicht nur Alkohol, sondern Thee und Tabak verpönt. Aber das waren zu hohe Ansprüche an die jugendliche Natur der Mitglieder, und einer der eifrigsten, Heinrich Füßli, läßt uns die Auflösung solcher Gesellschaften trotz seiner Entrüstung darüber nur zu begreiflich erscheinen: „Es war ein unwürdiger Anblick für Leute, die zarter Empfindung der Ehre fähig sind, zu sehen, wie öfters mitten unter Sturm, Wind und Schnee ein ehrwürdiger Greis sich in diesen Versammlungssaal begab, weil er aber denselben beinahe öd und leer fand, mit den wenigen bald wieder heim ging und auf dem Rückweg nicht selten an der Tür irgend eines Wirtshauses auf Glieder dieser Gesellschaft stieß, die zu erhaben um schamrot zu werden, großmütig genug waren, ihn und seine Gefährten anzulächeln." G. Keller hat, vielleicht durch diese Stelle angeregt, mit Behagen ausgemalt, wie ein solcher Kreis sich in zwei Fraktionen spaltet: in Asketen und Epikuräer, und wie die letztern, darunter Sal. Landolt und der junge Leu, gleich nach Bodmers Vortrag „Von der Notwendigkeit der Selbstbeherrschung als Sauerteig eines bürgerlichen Freistaates" sich unter entrüsteten Seitenblicken der Strengsittlichen aus dem Staub machen, um sich auf der Meise an Bratwürstchen, Pastetchen und Muskatwein gütlich zu tun.

Übrigens ist vom Wirken und Treiben jener auf Ernst und Arbeit gestimmten Vereine, die zu unsern gemeinnützigen und Fachvereinen überleiten, der Nachwelt genug bekannt geworden, begreiflicherweise mehr, als von den epikuräischen Kreisen, die,

nur locker oder gar nicht organisiert, auf freie und heitere Geselligkeit und persönliche Freundschaft gegründet, ein privates, aber um so vergnüglicheres Dasein führten.

Diese Lücke im Bild der literarischen und geistigen Geselligkeit des damaligen Zürichs wird in erwünschter Weise ausgefüllt durch das bis anhin unbekannte und unbenutzte Protokoll eines solchen Kreises junger Leute. Das Schriftstück gehörte dem am 3. Februar 1917 verstorbenen Herrn Oberst Ulrich Meister, dessen vielseitig angeregtem, der Gegenwart zugewandtem Geist es wohl gerade um des Gegensatzes willen ein Bedürfnis war, sich bisweilen beschauend in jene ganz anders gerichtete Epoche unserer städtischen Vergangenheit zurückzuversetzen. Er hatte die Freundlichkeit, es mir vor einigen Jahren zum Geschenk zu machen.

Es handelt sich um eine private und fast namenlose Gesellschaft, von deren Dasein wir bisher — namentlich aus Bodmers Briefwechsel — nur andeutungsweise wußten, wenn sich die Stellen nicht überhaupt auf ein anderes Gebilde ähnlicher Art beziehen. Es ist der Kreis, der dem sittenstrengen „Vater der Jünglinge" durch seine Verherrlichung, Verführung und Verweltlichung Klopstocks so bittern Ärger verursachte; vielleicht ist es zugleich die „fröhliche Bande", von deren aufgewecktem Geist er ein andermal lobend spricht. Der Name mindestens würde trefflich passen.

Im übrigen charakterisiert sich die Gesellschaft durch ihr Schriftstück so deutlich, daß ich es ohne viele Erläuterungen selbst sprechen lassen kann.

Dieses Protokoll ist ein stattlicher Folioband, zur Hälfte handschriftlich beschrieben, und geschmückt mit einem Titelblatt von der Hand des Protokollführers Joh. Caspar Füßli. Ganz im leichten anakreontischen Rokokogeschmack jener Zeit stellt es einpaar Putten dar, die am bemoosten Bache spielen, musizieren und sich an Wein und Früchten gütlich tun. In ihrem Rücken hängt von einem Baum ein weißes Tuch mit der Inschrift herab:

„Akta Der Gesellschaft Deren Wahlspruch ist:
Wir leben hier mit Lust beysamen
Und spotten frey des Glückes und des Grams. (Pyra).“

Wendet man das Blatt, so folgt zwischen zwei kleinen Kupfern ähnlichen Inhalts von S. Geßners Erfindung die gedruckte Mitgliederliste, der „Gesellschaftsrodel“.

Die siebzehn Gründer gehören in jeder Hinsicht als geschlossene Gruppe zusammen: junge Leute fast ausnahmslos aus den regimentsfähigen Zürcherfamilien, durch Herkunft, Schul- und Berufsstudien einander meist schon bekannt, durch literarische Neigungen und Interessen auf einander angewiesen. Es fehlt kaum einer von den aufgeweckten Köpfen, die Zürich in den zwanziger Jahren des 18. Jahrhunderts so erstaunlich reich hervorbrachte, und sie formieren den ersten und engsten Kreis von Bodmers Schülern, eine Generation, mit der es nur noch der Nachwuchs der ersten Vierzigerjahre, besonders des Jahres 1741, das Lavater, Sal. Landolt, J. J. Heß, Heinrich Wüst, Leonh. Meister und Heinr. Füßli zur Welt brachte, messen kann. Die meisten der jungen Leute, die 1750 im Gründungsjahr ihrer Gesellschaft nicht viel mehr als 20 Jahre auf dem Rücken trugen, haben solche Verdienste erworben, daß sie als bekannt vorausgesetzt werden können.

Salomon Geßner (1730—88), der immer heitere und überall erfolgreiche, schenkt dem Kreis seine glückverbreitende Freundschaft. Eine Hauptrolle scheint, gemäß seinem sanguinischen und geistreich regsamen, wenn auch nicht immer umgänglichen Wesen, Johann Caspar Hirzel (1725—1803), der nachmalige Stadtarzt, Philantrop, Verfasser des „Kleinjogg“ und Mitbegründer der helvetischen Gesellschaft, gespielt zu haben. Sein nächster Lebensgefährte, der schriftstellerisch ebenso bedeutende Bruder Salomon Hirzel (1727—1818) leistete ihm auch hier Gesellschaft. Und wie könnte Johann Georg Schultheß (1724—1804), der gleichmütig heitere und liebenswürdige Sendbote Bodmers in Berlin, der dort kurz zuvor eine andere,

den Musen opfernde Gesellschaft, den bekannten Montagsclub hatte gründen helfen, bei dieser Dienstagsgesellschaft fehlen?

Die drei letztgenannten sind bekannt als Trabanten Klopstocks und Teilnehmer an der historisch gewordenen Fahrt auf dem Zürichsee; ja, es fehlt fast keiner jener natur- und freundschaftbegeisterten Seefahrer in unserer Gesellschaft, und es liegt nahe, anzunehmen, daß deren Gründung mit jenem leuchtenden Sommerausflug aufs engste zusammenhängt.

Caspar Keller (1727—1793), Mitglied des geheimen Rats und Stadthauptmann, ist wohl jener Keller von Goldbach, auf dessen elterlichem Gut die erste Rast gehalten wurde. Rudolf Werdmüller (1724—1776) war laut Bodmers Zeugnis „auch einer, der an Klopstock zum Narren geworden". Die Ode an den Zürichsee übersetzt er schnurstracks ins Französische und sein Gedicht „Die vier Stufen des menschlichen Alters" zeigt den nachhaltigen Einfluß des jungen deutschen Meisters auf den Zürcher Offizier und späteren Landvogt.

Der Registrator (Staatsarchivar) Sal. Wolff ist wohl identisch mit dem „unansehnlichen" Wolf, der gleichfalls zu Klopstoks Fahrtgefolge gehörte. Er ediert 1750 den „Neuen Eidgenossen", eine moralische Wochenschrift.

Auch zwei aus dem Triumvirat der Heinrich Schinz, die unter den Gründern figurieren, ließen sich auf dem glückhaften Schiff mitführen: der eine später Pfarrer in Altstätten, wie sein reger Briefwechsel beweist, ein gelehrter Kopf und naher Vertrauter Bodmers; der andere Joh. Heinrich Schinz älter (1725—1800), einer der bedeutendsten Zürcher jener Zeit. Von Hause aus Seidenfabrikant widmete er den Reichtum seiner Begabung dem Dienste des Staates als Mitglied des kleinen Rats, Salzhausdirektor, Diplomat und merkantilistischer Vertrauensmann. Seine kaufmännische Ader, verbunden mit ganz ungewöhnlichen Kenntnissen der Vergangenheit befähigte ihn zum „Versuch einer Geschichte der Handelschaft der Stadt und Landschaft Zürich", einem für jene Zeit „ganz vorzüglichen Buche".

Daneben war er Numismatiker und Sammler, stand in Verkehr mit Joh. v. Müller und andern bedeutenden Persönlichkeiten. Hans Heinrich Schinz jünger (1727—1792) zeigte seine literarischen Neigungen in jungen Jahren durch eine Übersetzung von Ed. Youngs Trauerspiel „Die Brüder" — Zürich hat ja ein Hauptverdienst um die Einführung englischer Literatur in deutschen Landen —; auch er widmete sich dem Staatsdienst und bekleidete als Statthalter eine der obersten Stellen.

Die Malerfamilie Füßli war durch Hans Caspar (1728 bis 1769) vertreten, der zwar nicht mit dem Maler und Kunstschriftsteller gleichen Vornamens, dem Verfasser der „Geschichte der besten Künstler der Schweiz" identisch ist, aber durch jenes Titelblatt zu unserem Dokument beweist, daß auch er etwas von der Füßlischen Talenterbschaft erhalten hatte.

Es ist bezeichnend, daß hinter nicht weniger als sechsen aus den 17 Gründernamen das V. D. M. steht und einer von ihnen, Rudolf Ulrich (1728—1795) stieg zur höchsten Würde der kirchlichen Hierarchie Zürichs auf.

Des einzigen Nichtzürchers brauchte sich die Gesellschaft wahrlich nicht zu schämen; man wird ihn freilich nur selten an der Tafelrunde gesehen haben. Es war der bekannte Staatsmann Bündens, auch Schriftsteller und Mitgründer der helvetischen Gesellschaft, Ulysses von Salis von Marschlins (1728 bis 1800).

Unter den nachträglich Eingetretenen ragt freilich nur J. J. Steinbrüchel (1729—1796) hervor, Breitingers Nachfolger im Professorat, der humanistisch kultivierte Reorganisator der höhern Schulen Zürichs, der als Geßners Intimus, als vielseitiger, gescheiter und unternehmender Geist einen wertvollen Zuwachs bedeutete.

Die Namen der übrigen Mitglieder kamen kaum auf die Nachwelt, zum Teil ist ihre Identität bei den mangelhaften Angaben des Protokolls schwer mit Bestimmtheit festzustellen; es sind: Heinrich Näf, V. D. M., Andreas Wüst, V. D. M., Rudolf

Lavater, M. D., Caspar Heß, V. D. M., Ratssubstitut Lavater, Juncker Ratssubstitut Wyß, Stiftschreiber Rahn, Staeth-Richter Meyer, ein Blaarer, ein Heidegger, und ein weiterer Werdmüller.

Die Entstehung und Geschichte der Gesellschaft mag das Protokoll selbst erzählen:

„„Von denen auf nebenstehendem Rodel benennten hatten einiche schon in den gefühlvollen Jahren der ersten Kindheit bey dem frühen Fleis der Schule, oder bey unschuldigen Spielen sich kennen gelehrnt und was damals zarte Sympathie war, entwickelte sich nachher zu dauerhafter Freundschaft; andere wählten aus Kentnis der Harmonie jhrer Gemüther, sich in reiferm Alter zu Freunden. Noch andere hatten vorher einander gar nicht, oder nur von Ferne gekennt, einiche waren noch auf Reisen fremde Länder und Sitten zu sehen, andere von solchen wieder zurükegekehrt: Der Anlas ware noch nicht gekommen, da sie Freunde werden solten, die doch das Schiksal für einander zu Freunden bestimmet hatte; bis ins Jahr 1750.

Da führte das Glück sie zusammen. Alles fröhliche Liebhaber der Tugend, und der Wissenschaften, verbanden sie sich in demselben zu einer Gesellschaft, die wöchentlich an Dienstagen, nach der Reihe, in den Häusern zusammenkame.

Ihr Plan war, nicht mit dem Spiel die Zeit zu töden, oder mit mutwillichem Spotten oder ungesitteten Scherzen sie zu entweyhen, oder mit vollen Bechern sie wegzuschwemmen, noch weniger mit Richten der abwesenden sie zu verliehren, er war auch nicht sie durch Schulgelehrtheit und ihre einschränkenden Kleinigkeiten mit wichtiger Miene, in ernsthaften grundgelehrten Abhandlungen, und gesezten Discoursen zu verdüstern, und dergl: Nein darinne wieche ihr Plan von dem Plan und der Uebung der meisten Gesellschaften ab.

Nur gegenseithige wahre Freundschaft, Vertraulichkeit und Verschwiegenheit war das Gesäze: Fröhlichkeit, unschuldige Scherze, die mit dem Wolstand bestehen, eine Gesellschaft beleben und Niemand beleidigen, den Verstand wezen und das Herz nicht

verwunden, mischten sich ohne erzwungenen Wiz in den Umgang: Man war immer wie der Anlas es von selbs mitbracht, jezt scherzhaft, jetzt ernsthafter, immer freundschaftlich: Es foderte keine Regel etwas von gelehrten, critischen, poetischen oder historischen usw. und eigenen Versuchen oder Uebersetzungen in die Gesellschaft zu bringen, aber ohne daß es ein Gesez war, fand sich doch fast jeden Dienstag einer, der etwas von seiner Arbeit vorlas, diese ward unpartheyisch, ohne Vorurtheil und freundschaftlich beurtheilt; dadurch ward der schöpferische Geist ermuntert und ausgebessert; Es traten auch von verschiedenen Mitgliedern einiche kleine, meistens poetische Schriften gedruckt an das Licht, und fanden bey Kennern Beyfall.

Um aber auf das eigentliche Vorhaben zu kommen: So verbanden sich A° 1750 diese Freunde, schlossen eine Gesellschaft, die aus den 17 in dem Anfangs befindlichen Rodel genennten, bestehen solte. Alle davon waren noch hier, ausgenommenHerr Ulysses von Salis von Marschlins, und Herr Heinrich Naef, welcher Pfarrer war zu Krynau sinth A° 1747, und Herr Caspar Füßli, der während seinen fremde Reisen ohne sein Wissen auf eine sehr verpflichtende Weise in den Rodel der schäzbahren Freunde eingerükt ward: Und damit solte diese Gesellschaft komplet seyn, auch Niemand mehr den Zutritt haben; Darum ward der Rodel gedrukt, und mit Vignetten von Herrn Sal. Geßners Erfindung gezieret. Die Gesellschaft ward hiemit zu Stande gebracht, und die wöchentliche Zusamenkönfte nach der in dem Rodel dem Ohngefehr überlassenen Ordnung angestellt.

Es ist aus obengesagtem leicht zu begreifen, wie vergnügt ein solcher Umgang gewesen seyn müsse; die verschiedene, doch jede in ihrer Art liebenwirdige Caracter, die Verschiedenheit des Berufs und der Wissenschaften, denen sich dieser oder jener wiedmete, gaben diesen Zusamenkönften einen abwechselnden Reiz: Und der unwissenden und trägen Klage über lange Weile, über die dem Weisen göldne Zeit, die aber jenen zur unnüzen Bürde wird, dergleichen Klagen waren unmöglich, unbegriflich: so unbegreif-

lich als andern eine Compagnie junger Herren scheint, die nicht mit wilden Freuden, oder dem Spiel die Zeit, und die bange Empfindung jhrer Dauer vertreibt.

Die Art dieser Gesellschaft war der Grund, daß zuweilen Herr Professor Bodmer, Herr Chorherr Breitinger und andere berühmte Männer, darunter nachher auch Herr Wieland, dieser Socratische Lehrer und Liebling der Musen, sie jhres Besuches wirdigten.

Und der große Dichter des Messias, der fühlende Klopstock, welcher mit Herrn Professor Sultzer Herrn Bodmer zu sehn hiehergereiset, fand in diesem Jahr sich oft darinne, freute sich in dem Creis von solchen Freunden, und zeigte da, nicht nur den erhabenen Dichter, sondern auch den aufgeräumten den fröhlichen Jüngling, Er legte bey jhren Lustbahrkeiten die ernsthafte Miene des Epischen Dichters ab, und sang in fröhlichen Reihen, das Kelchglas in der Hand, Hagedorns muntere Lieder vom Amor, und Freundschaft und Bachus, oder Hallers zärtliche Doris; Zuweilen übten Sie die hurtige Füße in Tänzen und schnellen Bewegungen auf der Ebene anmuthiger Gefielden. Fröhlich oder wieder ernsthaft ohne Zwang, wie es der Anlaß von selbs mitbracht. Er schenkte auch einichen aus dieser Gesellschaft vorzüglich seine Freundschaft. N. B. seine Ode auf den Zürichsee kan hievon einige Erläuterung geben.

A° 1751... In diesem Jahre wurde von einichen Gliedern der Gesellschaft eine critische Monatschrift herausgegeben, welche zum vorwurf hatte die Belles Lettres, Recension von guten Schriften, die Schönheiten in Poetischen und Moralischen Werken nach sicheren Regeln gründlich zu zeigen, jeweilen auch Original-Stücke und Abhandlungen einzurücken. Diese Schrift war die Crito genennt, und ist auch hin und wieder mit Stüken von Herrn Professor Bodmern geziert, sie ward aber mit diesem Jahr für einmal beschlossen."

Es wiederholt sich hier der Vorgang, der bei den „Diskursen der Mahlern" stattgefunden hatte: daß im Anschluß an eine

Gesellschaft eine Zeitschrift ins Leben gerufen wird. Der spiritus rector scheint J. C. Hirzel gewesen zu sein, schreibt doch Bodmer an Zellweger, 10. Juni 1751: „Doktor Hirzel und seine Freunde haben ein critisches Journal unter dem Titel ‚Crito‘ an der Geburt.“ Crito ist freilich weit weniger wichtig als die Diskurse. Im wesentlichen dem Ruhme Klopstocks geweiht enthält das schmale Bändchen daneben Stücke über Bodmers Sintflut, Young, Addison usw., und zum erstenmal tritt hier Geßner an die Öffentlichkeit, mit seinem „Lied eines Schweizers an sein bewaffnetes Mädchen“.

„A° 1753... In diesem Jahr kame auch gen Zürich Herr von Kleist, Haubtmann unter Prinz Heinrich von Preußen dem Bruder des Großen Friedrichs. Die Freündschaft die er schon sinth einichen Jahren mit Herrn Doctor Caspar Hirzel aufgerichtet, bahnte Ihm alsobald den Weg in Unsre Gesellschaft, und meistens war Er bey Ihren wöchentlichen Zusamenkönften; Das angenehme Wesen dieses Herrn gab Ihnen einen besondern Reiz, er ist nicht nur ein dapfrer Officier, sondern auch ein guter Dichter, sein Frühling und andere Werke zeügen genugsam von seinem geläuterten poetischen Genie, und Reichthum in den lebhaften Schilderungen der Natur. Er verband in sich Verdienste mit einander, die sonst selten sich beysamen finden. Forchtbahr seinem Feind, aber großmüthig; unerschroken und feurig in Gefahren des Kriegs, aber zärtlich gegen seine Freunde; schmachtend bey einer unschuldigen Schönen, tugendhaft und mitleidend; sanft in seinem Umgang, edel in Gebehrden. Unsere Gesellschaft erhielt eine neue Zierde durch Ihn, und kan Ihn als Ihr Mitglied ansehen, sein Wunsch war Ihr Mitglied zu seyn. Fröhlich flossen die Stunden bey seinen Gesprächen und Freuden dahin und nur zugeschwinde waren sie verflossen.“

Es wäre seltsam, hätte der allgemeine Zug der Zeit zum Landleben nicht auch diese Gesellschaft ergriffen, in der drei Herolde der neuentdeckten Natur sich die Hand reichten: Kleist, der Dichter des „Frühling“, Geßner, welcher den sehnsüchtigen Städtern ganz Europas mit Wort und Stift das verklärte Bild

eines vegetativ unschuldigen Daseins auf weichen Blumenteppichen, an murmelnden Quellen, unter leis rauschenden Bäumen hinzauberte; J. C. Hirzel, dessen Hauptverdienst es war, einem verkünstelten Geschlecht die Musterwirtschaft eines philosophischen Bauern vor die Augen zu halten. Die Naturschwärmerei gab der Gesellschaftlichkeit ihr eigentlichstes Gepräge:

„Es ware während dem Winter, oder bey unfreundlicher Witterung angenehm in den Häusern zusammenzukommen. Aber wann der anmuthige Frühling, der schöne glänzende Sommer, oder fruchtreiche vielfarbigte Herbst sich einfand, so war ein Zimmer oft allzueinschränkend für unsere fühlende Herzen, die Schönheiten der Natur lockten uns dann auf das Lande, bald auf das Landgut eines Freundes, bald in ein schattigtes Gehölze, oder auf den ganze Länder entdeckenden Gipfel eines Berges, oder zu dem kühlenden Brausen eines Felsen herabrollenden Wasserfalles.

Da fühlten dann, ferne von dem Getümmel der Stadt, unsere Herzen stärker das Vergnügen der Freundschaft, unsere Ergötzungen waren lebhafter, und schmackhafter, dann die schöne Scene (Voyez le dessin du titre) streute Heiterkeit in das gerührte Herz, und durch die uns umgebende Vorwürfe der schönen und prächtigen Schöpfung ward unsere Freude vervielfältigt. Da lagerten wir uns auf dem bunten Mos, brachten die Zeiten des lange verflogenen göldenen Alters wieder zurücke, sangen die Schönheiten der Natur, die Seligkeit der Freundschaft, oder die Macht der Liebe und den vollen Becher in der Hand die Wunder des Bachus. Der muntere Gesang durchirrte die Fluren und die Echo antwortete von den Hainen zurück; kein belauschender Nachbar störte die Stimme der jauchzenden Freude.

Dergleichen reizende Auftritte hatten oft in uns den Wunsch erweckt, außer der Stadt ein wolgelegenes Haus oder Landgut zu finden, welches nicht allzufehrn, aber dabey von einer anmuthigen Aussicht und Gattung währe, woselbs wir während der schönen Jahreszeit uns versammeln und mit mehrerer Freyheit ergözen könnten.“

Das Gewünschte fand sich 1753 im Selnau an der Sihl. „Die rauhe Halde gegen die Sihl war terassenweise mit Reben besetzt" und von einem Gebäude gekrönt, das unten aus der Küche, oben aus einem Saal bestand. Dahinter zog sich ein länglicher Garten hin, noch ganz im Geschmack der zu Ende gehenden Epoche architektonisch angelegt, mit steifen Hecken, regulären Alleen, zu Pyramiden gestutzten Tännchen und einem Gartenhäuschen. Das kleine Gut wurde von der Frau Quartierhauptmännin von Meiß gemietet; ein „Lehenmann" als Pächter und Diener angestellt, und zwischen den Mitgliedern vereinbart, daß sie als „Besteher" turnusweise je eine Woche frei über das kleine Paradies verfügen könnten.

Das Protokoll enthält den Text aller dieser Kontrakte und die nun nötig gewordene Organisation der Gesellschaft. Jährlich wechselten die Ämter eines Bauherrn, der die Reparaturen anzuordnen und die Arbeitsleute zu beaufsichtigen hatte, des Hausmeisters, welchem die „Obsorg über die Möbel und Geräte" zukam, und des Seckelmeisters. Die Einnahmen der Gesellschaftskasse betrugen durchschnittlich 3—500 Gulden, die Ausgaben waren meist bedeutend niedriger und zur Seltenheit endete ein Jahr mit einem „Hinderschlag".

Unsere Gesellschaft ist ein Unikum. Bisher bedeutete sie ein Mittelding zwischen den schöngeistigen oder gemeinnützigen Vereinen, deren Typus sich damals herausbildete und bis heute erhalten hat, und der Geselligkeit eines geschlossenen Kreises von Schul- und Jugendfreunden, die sich in regelmäßigem Reihum zu Hause bewirten, was wir in Zürich noch unter dem Namen „Kameraden" kennen. Nun nimmt sie eine neue Form an: sie wird ein Klub — jedenfalls einer der ersten in der Schweiz — mit ihrem eigenen, freilich ländlichen Klubhaus.

Wir können uns dies eigenartige Domizil bis in die Einzelheiten vorstellen; das Verzeichnis des Hausrates erstreckt sich sorgfältig bis auf die Lichtputzen und Schrauben der „Umhangstängli" hinab.

Das Sälchen war mit einem goldgerahmten Spiegel, zwei Wandleuchtern, vier Kupferstichen und dem Gesellschaftsrodel hinter Glas geschmückt; Barometrum und Thermometrum fehlten schon damals nicht, und wenn man die Fensterumhänge von weiß und blauer Indienne zurückschlug, konnte man über der nahen Stadt See und Alpen mit dem Perspektiv absuchen. Um den tannenen wachstuchbedeckten Tisch standen zwölf geflochtene Strohsessel; Fayence-Teller und -Schüsseln, Messingbestecke, die kupferne und verzinnte Cafetiere, die böhmischen Trinkgläser dienten den leiblichen Bedürfnissen; vier zinnerne Lichtstöcke erhellten bescheiden die Liebesmahle, und im Kamin warteten zwei „eiserne Feuerhünd" ihres Dienstes bei kaltem Wetter.

Ob die einzelnen Besteher als einzelne Junggesellen oder gar mit ihren neugegründeten Familien ihr wöchentliches Landleben wirklich durchführten, ist uns unbekannt, dagegen legt das Protokoll getreulich Rechenschaft ab über die gemeinschaftlichen Zusammenkünfte, die im Sommer dienstäglich stattfanden und der namenlosen Gesellschaft den Titel Dienstagscompagnie eintrugen.

Am 5. September 1753 wurde das Landgut eingeweiht. „Die meisten von uns assen darinnen zu Mittag und zu Nacht. Herr Doctor Hirzel ware Stube Meister, das ist, er schaffte das nöthige von Speis und Trank, und dazu gehörigem Vorath an und bestellte die Aufwarten; machte darnach jedem die Uerthe, und mit 1 Gulden 18 Kreuzer 2 Heller hatte jeder sich mehr als satt essen und trinken, und den ganzen Tag bis zu Anbruch des folgenden vortrefflich erlustigen können."

Das nächste Jahresessen fand schon mit „etwas mehrerem Glanz und etwas vornehmerer Uerthe" statt, „Dann anstatt Kalbsbratens trat ein Spanferkli auf und für Bratwürste erhob sich eine vornehme kalte Pasteten und andere niedliche Bissen". Auch diesmal zeigte jeder seinen rühmlichen Eifer den andern an Fleiß bey der Tafel zu übertreffen, und man lebte so fröhlich, so freundschaftlich und herzlich, daß man gerne das Heimgehen ver-

gessen hätte." Wenige Jahre später ist die Uerthe bereits auf drei Gulden gestiegen, aber man wird dafür auch mit Tafelmusik regaliert.

Das anakreotische Landleben erhält übrigens einen Stich ins schweizerisch-derbe durch die Anlegung einer Kegelbahn. Überhaupt wird man gut tun, unsere Freunde nicht zu sehr in der schwärmerischen und anakreontischen Poetisierung ihres eigenen Berichtes, der im Stil der ganzen Epoche gehalten ist, zu sehen; sonst dürfte es einem gehen wie jener Mme. de Genlis, die zu Geßner, dem Verfasser der zart erlesenen und eleganten Idyllen wallfahrtend, verblüfft genug einen behaglichen Bürger beim Bierkrug mit seiner strickenden Frau mitten im beißenden Tabakqualm sitzen fand.

Im Winter kam man nach wie vor bis 1758 in den Wohnungen der einzelnen Mitglieder zusammen; aber es scheint, daß manchen Hausfrauen in den zum Teil engen Wohnungen die Bewirtung eines vollen Dutzends von Herren zu unbequem wurde, und da manche von diesen mittlerweile zu einträglichen Ämtern und fetten Pfründen vorgerückt waren, so konnten sie es sich leisten, auf dem Gesellschaftshaus zum Schneggen für ihre Wochenabende „die große Stube" zu mieten.

Es zeugt für die gesunde, lebendig natürliche Unterhaltungsgabe der jungen Schöngeister, Pfarrherren und Magistratspersonen, daß sie über der Geselligkeit die seriösen Exerzitien immer wieder in Vergessenheit geraten lassen. Sie müßten freilich keine Schüler Bodmers sein, wenn ihnen dann nicht eine Zeitlang das Gewissen schlüge; aber es dauert unlange, bis das Fleisch wieder schwach wird und die guten Vorsätze in Vergessenheit geraten. Vom Jahr 1755 berichten die Akten:

„Es erwachte in uns ein edles Verlangen unsere Zusamenkünfte nützlicher, und für den Geist lehrreicher zu machen. Zu dem Ende hin wählte man das fürtreffliche Buch de l'Esprit des Loix par Mr. de Montesquieux, einer aus uns lase laut darinne vor, bey jedem Articul hielt er inne, damit man beybringen könnte,

was darüber zusagen seyn möchte, dann fuhr er wieder fort; und so machte man nach der Ordnung seine Anmerkungen darüber, theils zu Erläuterung durch ähnliche Exempel, theils durch Anwendung auf dieses oder jenes Lands Gebräuche, oder durch Vergleichung mit den Unsrigen, durch Abwegung des guten gegen das bessere oder schlimmere usw. usw. Dieses ware ein angenehmer und unterrichtender Zeitvertrieb, die Histörchen, die zuweilen, durch eine Materie veranlaßt, auf die Bahn gebracht wurden, belebten die Sachen und die Art sie zubehandeln ware nicht weniger als einem Schulcollegio ähnlich. Diese Arbeit verdrang glücklich das Leere in der Zeit; die welche zuhorchten hatten nicht weniger Vergnügen als die welche raisonnirten; auch nach dem Lesen (welches bis um 6 Uhr oder 7 Uhr daurte) gab das Gehörte Stoff zu Gesprächen, und jeder kehrte mit neuen oder besseren Begriffen bereichert, vergnügt, die Zeit wohl angewendet zu haben, nach Hause. Herr Professor Bodmer beehrte meistenteils diese Zusamenkönfte, und auf eine verpflichtende, freundschaftliche und vertrauliche Weise leitete er diese ihm wolgefällge Übung."

Aber eine lakonische Randbemerkung läßt uns wissen, daß schon im folgenden Jahr diese „nützliche Okkupation" wiederum aufhörte.

„Nicht lange darauf beabredete unsere Gesellschaft noch etwas, welches die Vertraulichkeit befestigen, durch edle Nacheiferung den Geist beschäftigen, bey unsern Zusamenkönften angenehme Unterredungen, und auch nach Jahren noch Vergnügen verschaffen würde. Es solte nemlich einer, nach eigener Auswahl, über etwas, seye es nun politisch, moralisch, historisch oder poetisch etc. seine Gedanken schriftlich abfassen, solche verpitschiert dem folgenden, und dieser, nachdem Er auch etwas willkührlich hinzugefügt, dem dritten und so fort übersenden, und diese Schrift also cirkulieren, bis der letzte alles von dem vorhergehenden gesehen und gelesen hätte. Unter dem Siegel der Verschwiegenheit ward ein solches Circulare abgeredt, und wirklich zu Stand gebracht. Man sah darinn ein recht lustiges Gemenge von scherzhaften

und ernsthaften Einfällen, von Projecten und Abhandlungen etc. etc.“

Diese Heimlichkeit ist mehr als ein spielerischer Einfall, nämlich ein Zeichen der Zeit. Die geistig regsamen Kreise standen bekanntlich als fortschrittliche Minderheit im Gegensatz zu den herrschenden Mächten, mochten sie auch, wie diese Dienstagscompagnie, zu den Regimentsfähigen, ja teilweise selbst zum Regiment gehören. Bei dem Argwohn der Regierung, der eifrigen Zuträgerei, der Ängstlichkeit der Zensur konnte sich die freie politische Meinung zum Teil überhaupt nicht äußern; oder wenigstens war Vorsicht geboten. Ähnlich wie sich Bodmer der Verantwortlichkeit für seine politischen Ideen etwa dadurch entzog, daß er sie Gestalten seiner Dramen in den Mund legte, konnten diese seine Schüler dem Reiz nachgeben, in dem verschwiegenen Zirkularbuch einmal tüchtig auszupacken. — Freilich wird der Text am Rande durch die Feststellung glossiert, daß das Rundschreiben nach kaum einer Tour ins Stocken kam.

Einige Jahre später wärmt man den Einfall wieder auf.

„Das wollen wir wieder anfangen, rufte fast ein Jeder, ewig schade, daß dieses artige Amüsement so lang unterblieben; 6 ganzer Jahre... ist es gläublich? Jez wird es anders gehen... Es ward jez beschlossen, die Sach bequemer einzurichten, als ehedem, es solt' einer das Circulare 8—14 Tage behalten mögen, ehe er schuldig wäre es dem folgenden zu überschicken. Hierauf ein lederner Portefeuille angeschafft der mit einem Schlößlin beschlossen, und zu dem jedem ein Schlüssel zugestellt wurde; theils damit darinn ein guter Theil von dem Circulare, theils aber auch Papier von gleichem Format behalten werden könne, und man wegen Packens und Pitschierens keine Mühe nemmen müsse. Und jez wird das Circulare wie auf der Post von einem zu dem andern angelangt seyn?... Nein, genung, wir haben mit Lebhaftigkeit davon geredt und die Bequemlichkeit dazu angeschaft; der Entschluß ist etwas anderes, und die Ausführung wieder etwas anderes. Wann wir das Circulare wieder haben ligen lassen, wo wir

es gefunden, wer wil uns tadeln, haben wir nicht dazu Freyheit? Die haben wir auch redlich ausgeübt; wer kan uns verwehren daß wir den Portefeuille von den Mäusen, und die Schlüssel dazu von dem Rost fressen lassen?"

Nein, gewiß tadeln wir die bequemen Herren nicht, daß ihnen der gestrenge Ernst ihres Lehrers und ihrer asketischen Mitschüler so leicht abhanden kam!

Auch der Plan, Journale und Zeitschriften, so den „Mercure de France" und die „Gazette litéraire", ferner die „Neue Auszüge aus den besten ausländischen Wochen- und Monatsschriften. Frankfurth am Main" aufzulegen oder zirkulieren zu lassen, erwies sich nicht als lebensfähig.

Und mehr und mehr verliert sich auch die Gewohnheit literarischer Vorträge. Wir hören noch:

„1760... den 14. 8bris las Herr Unterschreiber Sal. Hirzel vor samtlicher Gesellschaft, u. in Beyseyn Herrn Conr. Vögeli u. Herrn Heinrich Füßlins, sein Trauerspiel, der Brutus; die große Aufmerksamkeit und Stille die damals unter Uns herrschte, die gerührte Gemüther, sind Zeügen seines Werths, ich sage davon jetzt weiter nichts, weil ich wünsche, daß dieses schöne Stück bald durch den Druck bekannt werde, damit das Verlangen Vieler befriedigt seye, und dadurch dem Author der so verdiente allgemeine Beyfall nicht länger ausbleibe."

Kein Zufall, daß Bodmers späterer Nachfolger im Lehramt und strenger Statthalter seiner puritanischen Gesinnung unter den Hörern saß: jener Heinrich Füßli, der bei seiner Aufnahme in die Gesellschaft der Böcke, als er nach so klein war, daß man ihn auf den Tisch heben mußte, eine Rede über die Einfalt der Sitten hielt. Hirzels Drama, das in der Dienstagscompagnie zu Gehör kam — auf die Bretter brachte es dieses bühnenfremde Gebilde nie, obwohl J. Baechtold es „weitaus das bedeutendste schweizerische Drama jener Zeit" nennt — ist ein feierliches Bekenntnis zu der Geistes- und Kulturrichtung, deren Ideal die strenge römisch-republikanische Bürgertugend war, eine Richtung, deren Vater

Bodmer ist, die sich in Rousseaus Überzeugung aussprach, eine Republik könne nur auf der Grundlage strenger und reiner Sitten bestehen, die im deutschen Drama von Sturm und Drang: in Emilia Galotti etwa, in den Gemälden Davids, ja in der Geste der französischen Revolution weiterlebte. Nicht poetische sondern staatsbürgerliche Triebe und Bedürfnisse schufen dieses Drama, dessen Gestalten unlebendig, aber dessen seelische Haltung vornehm ist, dessen Konflikt aktuell und kühn war und in dem ein Wort fällt, das durch seinen schönen menschlichen optimistischen Glauben die Parole jener ganzen Epoche hätte werden können: „Es lieget in dem Geist der Freiheit eine Stärke, die schwache Menschen weit erheben kann."

Der freundschaftliche Zusammenhalt dauert die Jahre hindurch ungetrübt an; dem bayreuther Hofprediger Wüst, der in einem etwas wunderlichen Brief seine Freunde zu einer Kollekte für eine evangelische Schule in Deutschland ermuntern will, gibt man freilich in der Antwort deutlich zu verstehen, daß die zürcherische Wohltätigkeit in den eigenen Grenzen noch ein genügend weites Feld finde, und den Professor Caspar Heß läßt man als einen Abtrünnigen — unbekannt aus welchen Gründen — in Gottesnamen ziehen.

Der Entschluß, die Mitgliederliste endgültig zu schließen, wurde glücklicherweise mehrmals gebrochen, und so für frischen und geistreichen Zuzug vor allem durch den Eintritt Steinbrüchels gesorgt.

Vom Recht der Einführung scheint ausgiebig Gebrauch gemacht worden zu sein. Ja, es existierte eine wohl leider verlorene „Cronica der Fremdlinge", das sogenannte Hausbuch, worin u. a. zu lesen sein soll, wie Kleinjogg Guyer die Gesellschaft mit seiner Gegenwart beglückte. Einmal faßt man den Entschluß, „mit dem Introducieren Fremder, noch mehr aber Hiesiger, vorsichtig und ein wenig spahrsam zu verfahren, damit die Gesellschaft nicht allzugemein und allzubesucht und ausgeforschet werden möchte. Ganz Fremde, oder selten sich hier aufhaltende mögen

darein am besten geführt werden" Die bösen Zürcherzungen schienen sogar so fürchtenswert, daß, in Sonderheit den Mitgliedern geistlichen Standes zuliebe, beschlossen wurde, um des guten Namens willen bereits abends acht Uhr ein für allemal Polizeistunde einzuführen.

Die „Jünglinge Bodmers" rücken sachte dem Schwabenalter entgegen. Zwischen den Zeilen lesen wir heraus, wie sie gesetzter und bequemer werden, wie Erbschaften ihre Säckel füllen, wie sie auf Landhäuser hinausziehen oder Familien gründen; so wird Sal. Geßners Hochzeit nach der Copulation in Altstätten von den Mitgliedern und andern Freunden mit einem Bankett auf dem Schneggen gefeiert.

Das Protokoll markiert gewissenhaft die Stationen der ebenen, durch freundliche und fruchtreiche Gezeiten führenden Lebensbahnen. Am Rande sind die literarischen Veröffentlichungen notiert: Schulthessens und Steinbrüchels Übersetzungen, Geßners Idyllen und Kupfer, Hirzels Kleinjogg und historische Neujahrsblätter, Schinzens nationalökonomische Abhandlungen. Am Rande! Denn fast Aller Schriftstellertum steht in der Tat am Rande ihrer Existenz. In deren Mitte steht, was auf den großen Quartseiten mit großen Zügen aufgezeichnet ist: Ämter und Würden. Die gleichgehende Maschine des zürcherischen Staats- und Kirchendienstes hebt sie bisweilen fast automatisch von Stufe zu Stufe. Untersubstitute bringen es zum Obersubstituten, andre werden Stadtarzt und Salzhausdirektor, Chorherren, Professoren der Logie oder Eloquenz, Ratsherren und Landvögte.

Man möchte vermuten, daß die gegenseitige Freundschaft ihnen dabei bisweilen zu statten kam und einer dem andern, übrigens im vollen Glauben an dessen Tüchtigkeit, den Weg der Ehren ebnete. Der gute Sal. Wolf, der als Registrator ziemlich zu unterst auf der Leiter stehen geblieben war, sieht mit dem Respekt einer hierarchischen Epoche zu den glücklicheren Jugendfreunden auf und bekundet 1770 in umständlicher Feierlichkeit seinen Dank für ihre „erzfreundschaftliche Gesinnung" und in Sonderheit den

vier Ratsherren in der Gesellschaft „daß hochgedachte gnädige Herren“ in Ansehung einer neuen wichtigen Archivarbeit seinen Eifer mit einer jährlichen Pension von 500 Gulden auf 8 Jahre „gnädig zu belohnen geruht haben“. „Nicht nur die Pflicht, sondern noch vielmehr meine Neigung und Ehre, werden mich immer beleben, den Erwartungen meiner erlauchten Landesväter soviel als mir möglich ist, freudig zu entsprechen“.

Und mit Triumph feiert seine Feder 1769 das Ereignis, daß Rudolf Ulrich, V. D. M., als Antistes das Haupt der Zürcherischen Kirche geworden ist. Daß im vorhergehenden Jahr die Bürgermeisterwahl Heideggers noch überschwänglicher als der Anbruch eines goldenen Zeitalters gefeiert wird, zeigt auf den Zusammenhang dieses liberalen Staatsmannes mit der geistigen Elite der aufgeweckten Jugend:

„Was großes können nicht die vereinten Kräfte eines erhabnen Heideggers und eines erlauchten Ulrichs ausrichten! Welches göldne Säculum fängt mit ihnen an! Das Reich der Wahrheit und der Tugend, wie sichtbar und wie schnell wird es wachsen, durch die Bemühungen dieser großen Männer! Bey wie manchem rechtschafenen Mitregenten und Mitlehrer — (von beyden hat es auch in unserer Gesellschaft, dem Himmel seys gedankt! eine gesegnete Zahl) — wird das den niedergeschlagenen Muth entzünden, die beschwerliche aber nothwendige und ehrenvolle Arbeit der allgemeinen Verbesserungen wieder vorzunehmen!“

Gegen den Schluß der 136 Protokollseiten wird die Kunde von den schönen Künsten und geselligen Anlässen ein recht dürftiges Bächlein; der Staat und die öffentliche Glückseligkeit liegt dem Protokollführer ersichtlich mehr am Herzen. Er verwandelt sich allmählich zu einem Chronisten „merkwirdiger republikanischer Begebenheiten“, der in hergebrachter Chronistenart von Teuerungen und Viehseuchen, meteorologischen Kuriositäten, Überschwemmungen und Getreidepreisen berichtet, etliche Seufzer über die Eigensucht der Bevölkerung fahren läßt, Bündnisse und Gesandtschaftsreisen notiert, an denen wohl auch einmal ein

Mitglied des Kreises teilnimmt, und zwischen hinein nicht zu erwähnen vergißt, daß der Blitz in den Großmünsterturm geschlagen hat. Der Beifall, den er dem mutigen Auftreten seines Namensvetters J. H. Füßli und Lavaters gegen den ungerechten Landvogt Grebel zollt, zeugt übrigens dafür, daß die Herzen seiner nicht mehr ganz jungen Freundesgeneration noch auf der Seite der Jüngsten, Kühnen und Gerechtigkeitsliebenden schlugen:

„1762... Wer aber merkwirdige Republikanische Begebenheiten aufzeichnet, findet eine solche an der Klagschrift über den ungerechten Landvogt Grebel in dem heldenmüthigen Patriotisme Lavater und Füßlins, in dem fast allgemeinen Beyfall den ihre Aufführung erhielt und erhalten muste, da sie sich (die verdekt hätten bleiben können) gar bald als die Urheber einer Schrift von selbs dargaben, die, so bedenklich sie schiene, dennoch nichts enthielt, welches sie nicht gründlich erwiesen. In der Landesvätterlichen Achtung, die man für ihre Klagen hatte, die, wenn sie schon durch einen etwas ungewohnten, und wie ihn einiche hießen unordentlichen Weg bekannt gemacht wurden, dennoch wichtig und dringend und wahrhaft genung waren; da ein vornehmer Bösewicht entlarvt, seine losen Streiche entdekt, sein unersättlicher Geldgeiz, den weder die Pflichten der Menschlichkeit, noch der Religion bezwangen, in der Menge beraubter Wittwen und Waysen, und dem schwarzen Register ungerechter Sprüchen erwiesen, und dadurch Anlas gegeben wurde, daß dem bedrängten zum Rechten verholfen, dem beraubten das seinige ersezt, und der betrübte getröstet, der ungerechte Landvogt Grebel aber nach verdienen bestraft, mit Verachtung und Schande bedekt, und an ihm ein Beyspiel gegeben worden, was niederträchtige und gotlose Handlungen für einen Lohn und Ausgang verdienen. Ja wer die Bewegungen beschreibt welche diese Klagschrift und was dahin gehört in unserer Republic hervorgebracht, und ihre heilsame Wirkungen; der wird diesen 2 jungen Geistlichen ein dauerhaftes Ehrendenkmahl aufrichten."

Würden und Bürden häufen sich und die Ratsherren und

Professores hatten offenbar wichtigeres zu tun, denn als Sekelmeister, Bauherrn und Hausmeister ihrer namenlosen Jugendgesellschaft zu amten. So ist es wohl zu verstehen, daß sie alle diese Ämter 1762 auf das Haupt H. C. Füßlis vereinigen, der bis anhin schon als Sekretarius mit gewissenhaftem Eifer über ein Hundert Protokollseiten gefüllt hatte. Sein Humor verrät, daß der den wahren Grund der Ehre zu durchblicken weiß:

„Eine unerhörte Sache! ein Zutrauen, ein Exempel, das man schwerlich in der alten oder neuern Geschichte finden wird. Daß der Schreiber zugleich auch Präsident, und Verwalter aller Posten in einer Republic gewesen, und einem einigen schwachen Menschen die ungeheure Last der ganzen Regierung und Verwaltung eines Staates aufgetragen worden."

Aber 1768 muß dieser Ämterknäuel einer wichtigeren und wirklicheren Machtstellung weichen: Füßli wird Vize-Landvogt in Greifensee, und im folgenden Jahr hätte ihm der Tod doch die Protokollfeder aus der Hand gerissen.

Sein Nachfolger Sal. Wolff hat nur ein paar Seiten beigefügt. In den Not- und Teuerungsjahren 1770—1771 ward für gut befunden, auf den Einzug der Mitgliederbeiträge, ja auf das Jahresessen zu verzichten, und mit einer dürftigen Notiz über die Ämterverteilung von 1772 bricht das Schriftstück jählings ab.

Das Idyll im Sihlhölzli wird sich damals aufgelöst haben, vielleicht auch die Zusammenkünfte auf dem Schneggen, und über die weitern Schicksale der Gesellschaft ist nichts bekannt. Die Freundschaft der Mitglieder aber wird so zähe gewesen sein als diese selbst. Manchen trug die unerschöpfte Lebenskraft über die Schwelle des neuen Jahrhunderts in eine fremde und ihm ungemäße Weltordnung, und von dieser aus mag er rückschauend die Mitte des achtzehnten Säkulums als den Glanzpunkt einer abgelaufenen Epoche seiner Vaterstadt, und die Gründung dieser Freundesgesellschaft als den einmaligen und schönen Moment des Bundes einer hoffnungsfrohen und keimreichen Jugend empfunden haben.